

Jens Brockhof

MOS MAGISCHE REISE ZUM QUELL DER ZEIT

TEIL 2 DER CHANOA-ABENTEUER

Impressum

Jens Brockhof

Mos magische Reise zum Quell der Zeit

Teil 2 der Chanoa-Abenteuer

ISBN 978-3-68912-028-3 (E-Book)

Das Titelbild wurde mit der KI erstellt.

© 2024 EDITION digital®

Pekrul & Sohn GbR

Godern

Alte Dorfstraße 2 b

19065 Pinnow

Tel.: 03860 505788

E-Mail: verlag@edition-digital.de

Internet: <http://www.edition-digital.de>

Elf Monate später

Es war nun schon fast ein Jahr her, dass Mo und Marie aus Chanoa zurückgekehrt waren. Ein Jahr, welches vom Ankommen Maries, ihrer Eltern und Samuel in dieser Welt geprägt war. Sie wohnten jetzt alle bei Mos Großeltern in der kleinen Wohnung im Erdgeschoß. Seinem Großvater war es doch tatsächlich gelungen, gültige Papiere für die vier Neubürger, wie dieser die vier scherzhafter Weise hin und wieder bezeichnete, zu organisieren. Mo fragte lieber erst gar nicht, auf welchem Wege dies seinem Großvater gelungen war, aber sicherlich hatte Sergej seine Finger dabei im Spiel gehabt.

Sergej war früher, als der Großvater noch Kapitän auf dem Frachter MS-Gloria war, sein Maschinist gewesen. Schon damals hatte Sergej allerhand krumme Geschäfte am Laufen gehabt, bis er eines Tages aufflog und ins Gefängnis sollte. Der Großvater aber aktivierte alle ihm zur Verfügung stehenden Beziehungen und schaffte es so, dass Sergejs Haftstrafe in eine Bewährungsstrafe umgewandelt wurde. Der Großvater persönlich hatte damals für Sergej gebürgt und seinen besten Maschinisten wieder zurück auf sein Schiff geholt. Sergej hatte seitdem seine Finger aus illegalen Geschäften herausgehalten.

Seine Verbindungen zu entsprechenden Kreisen hatte er aber nie ganz aufgegeben. Auch heute nicht, wo er und der Großvater schon lange ihren Ruhestand genossen. Mo war es nicht entgangen, dass die beiden alten Herren sich eine Zeit lang auffällig, oft rein zufällig, beim Angeln an der Westmole getroffen hatten. Aber was pflegte der Großvater bei solchen Gelegenheiten immer zu sagen: „Der Zweck heiligt die Mittel!“ Und so schien es auch in diesem Fall zu sein.

Maries Vater hatte eine Arbeit als Zimmermann gefunden. Ihre Mutter verdiente ihr Geld in einer Änderungsschneiderei, wo sie es verstand, die schwierigsten Näharbeiten mit der Hand zu machen. Mos Großmutter half ihr gelegentlich dabei und so hatten die beiden Frauen sich gut miteinander angefreundet. Da war es nur eine Frage der Zeit, bis die Großmutter Anna Rosenthal in ihren Damenclub einführte.

Samuel und der Großvater genossen ihren Lebensabend, gingen gemeinsam viel angeln oder segelten mit der „Lütt Gloria“ auf den Boddengewässern umher. Der Großvater hatte sich den kleinen Segler gleich zu Beginn seines Ruhestandes zugelegt. Marie ging wie Mo zur Schule, allerdings nicht auf die gleiche wie er. Sie war zwar sehr klug und ehrgeizig, aber ihre Eltern hatten sich nach gründlicher Beratung dazu entschlossen, sie zunächst auf eine alternative Schule zu schicken. So sollte es Marie etwas leichter fallen, in dieser Welt anzukommen. Marie aber war sehr fleißig, lernte viel und holte schnell auf, so dass es erste Überlegungen gab, sie ab dem nächsten Schuljahr auf die gleiche Schule wie Mo zu schicken.

Die ersten Wochen in dieser Welt waren für Marie sehr befremdlich. Alles war neu für sie und viele Dinge fielen ihr nach wie vor schwer zu verstehen, wie zum Beispiel, dass die Menschen hier, anstatt direkt miteinander zu reden, kleine, bunte, aber meist schwarze Täfelchen benutzten, welche sie Handy nennen. Überall sah sie Leute in der Stadt sich mit diesen Täfelchen zu beschäftigen. Ob nun an der Bushaltestelle wartend, durch eine der vielen Einkaufspassagen eilend oder in einem der zahlreichen stinkenden, lauten Ungetüme sitzend, von denen Mo ihr erklärt hatte, dass diese Auto genannt wurden. Pausenlos streichelten die Leute diese Täfelchen oder sprachen mit ihnen. Die Täfelchen, so schien es Marie, dankten die ihnen entgegengebrachte Zuwendung damit, dass sie den Leuten antworteten, wenn auch nur mit einem leisen, zarten Stimmchen. Die Menschen waren gezwungen, die Täfelchen an ihre Ohren zu halten, um etwas von dem Gesagten zu verstehen. Zudem, so schien es Marie, zeigten viele der Täfelchen, wenn diese nur hingebungsvoll genug gestreichelt wurden, bunte Bilder. Überhaupt, so schien es Marie, seien die Menschen in dieser Welt die Diener dieser Täfelchen, als würden die Täfelchen eine Macht auf sie ausüben, damit diese ihnen mit ihrer uneingeschränkten Zuwendung dienten. Oder, hatte Marie sich schließlich gefragt, hatten diese vielen Menschen vielleicht irgendwelche Vergehen begangen und wurden nun zur Strafe auf Schritt und Tritt von diesen Täfelchen bewacht? Oder war es gar eine Art von Fluch, der auf all diesen Menschen lag?

Marie bekam es mit der Angst zu tun, sie wollte nicht auch eines Tages so enden wie diese Leute, als Gefangene und Dienerin dieser Täfelchen. So vertraute sie sich Mo an, um von ihm einen Rat zu bekommen, wie sie sich vor so einem Schicksal schützen könnte. Mo hantierte schließlich nicht ständig mit so einem Täfelchen herum, also müsste er wissen, was sie machen müsste. Marie hatte zwar in seinem Zimmer einmal so ein ähnliches Ding liegen sehen, aber dieses war viel größer, und Mo hatte ihr damals erklärt, dass das sein neues Tablet sei, welches er von seiner Mutter bekommen hatte.

Marie hatte sich damals nur gewundert, wozu er ein "Tablett" bräuchte, wo doch in der Küche eines unter dem Regal hing. Ein richtig gutes sogar, wie Marie fand, mit viel mehr Platz darauf als auf dem kleinen Ding von Mo. Es besaß nicht einmal eine Umrandung, sodass man aufpassen musste, dass einem nichts über die Kante hinunterrutschen würde. Sie hielt Mos komisches Teil für sehr unpraktisch. Mo hatte damals ziemlich lachen müssen, als sie ihm ihre Ängste schilderte, doch dann besann er sich schnell und sagte ihr, was es mit diesen Täfelchen auf sich hatte. Er erklärte ihr, was ein Telefon ist und was man mit einem Mobiltelefon alles machen kann und auch, was es mit dem Tablet in seinem Zimmer auf sich hatte. Zu sehr hatte er all diese modernen Dinge als selbstverständlich angesehen, als dass er sich Gedanken darüber gemacht hätte, wie diese auf jemanden wie Marie wirken könnten.

Er schämte sich für sein Verhalten und es tat ihm leid. Von da an gab er sich viel mehr Mühe, Marie alles zu erklären. Er versuchte, diese Welt aus ihrer Sicht zu betrachten, und stellte schnell fest, dass so ziemlich alles für sie fremd hier war. Er bemerkte aber auch, dass ihre Sicht, die Dinge zu betrachten, ihm zeigte, wie abhängig sich die Menschen von all dem gemacht hatten. In der Tat schien es, als würden viele Leute für ihre Mobiltelefone da sein und nicht die Mobiltelefone für sie.

Es hatte auch Zwischenfälle gegeben, bei denen es nicht so einfach war, das Geheimnis über Chanoa zu wahren. Bei Marie war es der Schulausflug in den Zoo und dessen Tropenhaus. Sie war einen Moment lang leichtsinnig gewesen und hatte mit den Schmetterlingen gesprochen. Was zur Folge hatte, dass sich sämtliche Schmetterlinge des Tropenhauses auf Marie

niederließen, sodass sie über und über mit Schmetterlingen bedeckt war. Gerade einmal ihr Gesicht blieb unbedeckt. Ein Reporter, welcher zufällig anwesend war, machte sofort Fotos und bedrängte Marie mit Fragen. Schon am nächsten Tag gingen die Fotos von dem Schmetterlingsmädchen, wie Marie dort genannt wurde, durch die Presse. Zum Glück war von Marie selbst außer einem brillenförmigen Ausschnitt um ihre Augen und Nase herum, nichts zu erkennen. Trotzdem mussten sie von da an immer wieder lästige Reporter abwimmeln.

Auch Mo hatte einen Zwischenfall erlebt, bei dem er in Erklärungsnot geriet. Es passierte im Sportunterricht, als ihm bei einer Übung am Reck sein Hemd aus der Hose rutschte und für alle umstehenden Mitschüler sein Bauch mit den Brandmalen von Talimus sichtbar wurde. Neugierig fragten ihn seine Mitschüler, wie die vielen schönen Schnörkel auf seine Haut gelangt seien. Mo wusste in seiner Not nichts Besseres zu antworten als dass dies ein sogenanntes Narbentattoo sei, welches er sich in den Ferien von einer Reise nach Papua- Neuguinea mitgebracht habe. Dort, so sagte er den staunenden Klassenkameraden, sei es bei den jungen Männern der neueste Schrei und ein Ausdruck von besonderer Männlichkeit. Bunte Bilderchen, wie sie hier zu Lande üblich sind, seien dort schon lange out, flunkerte Mo damals und war erstaunt über sich, wie leicht und fantasievoll ihm dies fiel. Schnell hatte sich die Nachricht von Mos Narbentattoo in der ganzen Schule herumgesprochen, und immer wieder wurde er von Neugierigen gebeten, ihnen die Ziernarben des Tattoos zu zeigen. Von da an galt er in der ganzen Schule als einer der coolsten Typen.

Es hatte auch einige Nachahmer gegeben, die versucht hatten, sich wie bei Mo, auch ein Narbentattoo in ihre Haut zu brennen. Sie wollten einfach als ebenso cool wie Mo gelten. Doch alle waren sie schon bei der ersten leichten Verbrennung vor Schmerzen daran gescheitert, ihr Vorhaben weiter umzusetzen.

Des Weiteren gab es noch Vorfälle, bei denen Mo entdeckte, dass er seit seinem Abenteuer in Chanoa scheinbar besondere Fähigkeiten besaß. Es war eines Tages in der Mittagspause, als er zusammen mit vielen anderen in der Schlange der Essenausgabe anstand. Rupert Dönning, ein einschlägig bekannter Raufbold und Störenfried aus der neunten Klasse,

drängelte sich an ihnen vorbei bis ganz nach vorne. Dort stieß er Melissa, eine Fünftklässlerin, die gerade ihr Mittagessen in Empfang genommen hatte, beiseite und entriss ihr das Tablett mit ihrem Essen. Niemand der Wartenden traute sich einzuschreiten. Schließlich war Rupert bekannt dafür war, dass er jedem Widersacher sofort mit brutalen Schlägen entgegentrat. Mo war außer sich vor Wut. Er sah noch, wie durch die Remperei eine Kartoffel vom Teller des entwendeten Essens fiel. Sie kullerte über das Tablett und sprang beim nächsten Ruck über dessen Rand und fiel hinab auf den gefliesten Fußboden. Mo schloss in seiner Wut die Augen und wünschte sich, Rupert sollte auf dieser Kartoffel ausrutschen. Mo stellte es sich richtig bildlich vor, wie die Kartoffel weiter rollte, einen Bogen beschrieb und dann auf Rupert zu kullerte. Als er sich vorstellte, wie Rupert mit seinem Fuß auf die Kartoffel trat und dessen Fuß mit einem plötzlichen Ruck nach vorne wegglitt, riss ein lautes Scheppern Mo aus seinen Wunschvorstellungen. Als er seine Augen erschrocken aufschlug, sah er Rupert auf dem Rücken am Boden liegen. Die übrigen Kartoffeln, das Rührei und der Spinat, den es an diesem Tag in der Schulkantine gab, hatten sich über Rupert verteilt. Einen Moment lang herrschte gespannte Stille im gesamten Saal. Fluchend rappelte Rupert sich wieder auf und sah grimmig in die Gesichter der Umstehenden.

„Wenn auch nur einer von euch lacht, dem haue ich eine auf seine Fresse!“, brüllte er wütend.

Dann wollte er gehen, trat dabei aber in den Pudding, der sich neben ihm auf dem Fliesenboden verteilt hatte und glitt abermals mit den Füßen aus. Dieses Mal aber fiel er vorne über. Mit seinen Händen versuchte Rupert, sich noch abzufangen. An diesen klebten jedoch noch Reste des Rühreies. Rupert hatte zuvor versucht, es von seiner Jacke und Hose zu wischen. So rutschten ihm seine Hände, auf dem Boden keinen Halt findend, zur Seite weg. Rupert schlug mit ungebremster Wucht direkt mit seinem Gesicht auf den Fliesenboden. Da begann der gesamte Saal zu applaudieren und zu johlen. Rupert sah sich verwirrt um, als er sich wieder hochgerappelt hatte. Aus seinem linken Nasenloch lief etwas Blut heraus. Entsetzt erkannte er, dass sich alle im Saal über sein Missgeschick freuten. Fluchend rannte er so schnell er konnte hinaus.

Mo lief ein kalter Schauer über seinen Rücken, als ihm bewusst wurde, dass sich alles genau so zugetragen hatte, wie er sich das in seinem Kopf vorgestellt hatte. „Wie ist das nur möglich?“, fragte er sich. Doch dann kam er an die Reihe, sein Menü in Empfang zu nehmen und riss sich vorerst aus seinen Zweifeln. Als er sich mit seinem Tablett in den Händen nach einem freien Tisch umsah, fiel sein Blick auf Melissa. Traurig stand sie vor ihrem über dem Boden verteilten Essen. Mo sah auf sein volles Tablett, und da er pürierten Spinat sowieso nicht wirklich mochte, weil dieser seiner Meinung nach, rein optisch betrachtet, zu viel Ähnlichkeit mit dem Stoffwechselprodukt einer Kuh hatte, drückte er kurzer Hand der erstaunten Melissa sein Tablett in die Hände.

„Hier, lass es dir schmecken, ich habe heute keinen Appetit!“, sagte er noch zu ihr und ging dann aus dem Saal.

Die Erkenntnis, dass er Ruperts Missgeschick willentlich herbeigeführt haben könnte, freute Mo. Gleichzeitig aber verursachte sie ihm auch ein großes Unbehagen. Seit diesem Vorfall hatte es noch weitere Situationen gegeben, bei denen Mo sich nicht so ganz sicher war, ihren Verlauf willentlich beeinflusst zu haben. Bei einer jedoch, da war er sich sicher, dass diese kein Zufall war, sondern willentlich von ihm herbeigeführt wurde. Da war dieser Dieb, der auf einem Fahrrad fahrend, einer älteren Frau ihre Handtasche entriss und damit flüchtete. Plötzlich überschlug sich der Dieb wie aus heiterem Himmel mit seinem Fahrrad, fiel auf den Kopf und blieb benommen liegen. Zwei Herren griffen sich den Dieb und übergaben ihn der Polizei. Die alte Dame freute sich, ihre Handtasche wieder bekommen zu haben. Mo hatte die Frau damals um Hilfe schreien hören. Aus der Entfernung sah Mo, wie sich der Dieb auf seinem Fahrrad aus dem Staub machen wollte. Spontan wünschte er sich, der Dieb möge sich mit seinem Fahrrad überschlagen und benommen am Boden liegen bleiben. Als sich dann alles genau so zutrug, wie er es sich vorgestellt hatte, war er sich seiner besonderen Fähigkeit sicher.

Als Marie vor einigen Tagen zufällig Mos Fahrrad im Gartenschuppen entdeckte, brachte Mo ihr das Fahrradfahren bei. Sie lernte es, geschickt wie sie war, innerhalb einer halben Stunde. Mo hatte damals ungefähr eine Woche gebraucht, um

sicher auf seinem ersten Fahrrad fahren zu können, aber das behielt er nun lieber für sich.

Mos Großmutter war eigentlich gerade dabei gewesen, die Stube zu saugen, doch der alte Staubsauger funktionierte nicht mehr so wie früher. Der Motor heulte auf und ab, bis er schließlich ganz verstummte.

„Wilhelm, du musst den Staubsauger reparieren, das alte Ding saugt nicht mehr!“, hörte Mo sie nach dem Großvater rufen.

„Du hast bestimmt den Beutel wieder nicht gewechselt! Es ist doch immer dasselbe mit dir und dem Staubsauger! Wenn voll, dann voll! Da musst du dich nicht wundern, wenn der Überlastungsschutz kommt und das Gerät ausschaltet!“, antwortete dieser fluchend.

Durch das zum Lüften geöffnete Fenster hatte Mo seine Großmutter beobachten können. Er konnte sehr gut sehen, wie genervt sie auf die Antwort des Großvaters mit ihren Augen rollte und das Saugrohr des Staubsaugers mit dem Schlauch wütend über die Lehne eines der Stühle am Tisch hängte. Mo musste er schmunzeln, als er sah, wie seine Großmutter den Großvater nachäffte. Dann trat sie ans offene Fenster und sah zum Garten hinaus. So konnte sie Marie und Mo für eine Weile bei ihren Radfahrübungen beobachten. Als sie schließlich sah, wie schnell Marie es schaffte, auf Mos Rad das Fahrradfahren zu erlernen, verschwand sie wieder hinter dem Fenster. Einen Moment später trat sie zur Verandatür heraus und rief Marie zu sich. Mit einem verschmitzten Lächeln sagte sie zu ihr:

„Ich glaube mein Kind, ich habe da etwas für dich!“

Dabei legte sie ihre Hand auf Maries Rücken und blickte hinüber zum alten Gartenschuppen. Marie richtete ihren Blick in dieselbe Richtung wie die Großmutter und fragte gespannt:

„Was ist das?“

„Es ist da drin, im Schuppen! Lass dich überraschen!“, antwortete die Großmutter und schob Marie mit einem leichten Druck ihrer Hand auf Maries Rücken hinüber zum Schuppen.

Mo ging, neugierig geworden, den beiden hinterher. Drüben im Gartenschuppen angekommen, sah sich die Großmutter eine

Weile suchend um, bis sie etwas entdeckt zu haben schien.
Entschlossen rief sie:

„Kommt, Kinder, lasst uns einmal den ganzen Kram hier vor die Tür stellen, damit wir da hinten herankommen!“

Dabei zeigte sie auf einen mit einem alten Segeltuch abgedeckten, größeren Gegenstand, welcher an der hintersten Schuppenwand stand.

„Was da wohl drunter sein mochte?“, fragte sich Mo.

Von ihrer Neugier beflügelt, stellten Mo und Marie jede Menge im Schuppen abgestellter Dinge hinaus auf die kleine Wiese im Garten. Angefangen mit einer Schubkarre, dem Rasenmäher, zwei schweren hölzernen Böcken, Säcken mit Segelzeug, einem Handkarren, auf dem der Großvater immer den schweren Außenbordmotor für sein Segelboot transportierte, und allerhand sonstigen Krimskrams trugen und schoben sie hinaus.

Zwischendurch sah Mo seine Großmutter, immer wieder ihren Kopf schüttelnd, die Dinge betrachten, welche Mo und Marie an ihr vorbei aus dem Schuppen schleppten. Mo hörte, wie sie dabei über den Großvater schimpfte, weil dieser, ihrer Meinung nach, lauter unnützen Kram aufhob und sich angeblich von nichts trennen könne. Sie drohte fluchend damit, alles in den Sperrmüll zu geben, und wenn sie hier nicht für Ordnung sorgen würde, sie längst in dem ganzen Krempel ersticken würden. Mo kicherte leise in sich hinein, als er seine Großmutter so fluchen hörte, wusste er doch von Großvater, dass dieser ähnlich über die Großmutter schimpfte, wenn er die Unmengen an Stoffballen und säckeweise gehorteten Stoffreste sah, welche sie im gesamten Haus in den Ecken und Schränken ihrer Nähleidenschaft wegen hortete. Als sie dann alles soweit aus dem Schuppen hinausgebracht hatten, dass sie an den mit dem alten Segeltuch abgedeckten Gegenstand heran kamen, zog seine Großmutter das schwere Tuch herunter. Zum Vorschein kam ein altes, über und über mit bunten Motiven bemaltes Holländerfahrrad.

„Das ist meine alte Elli, Marie! Der Opa hat mir dieses schöne, alte Fahrrad von einer seiner Fahrten in die Karibik mitgebracht. Er hatte es dort auf einem Flohmarkt entdeckt und dann auf dem Schiff mit allen möglichen Motiven seiner Reiseziele bemalt. Seit ich wegen meiner Hüfte nicht mehr damit fahren kann, steht es

hier und wartet auf einen neuen Besitzer! Ich glaube, nun ist der Zeitpunkt gekommen, dass ich mich endgültig von diesem alten Drahtesel trenne. Ich denke, du hast eine bessere Verwendung für das gute Stück, Marie! Ich schenke es dir! Mo wird dir dabei helfen, es wieder flott zu machen!“, sagte sie zu Marie. Dabei sah sie zu den platten Reifen hinunter und dann zu Mo, zwinkerte ihm etwas schelmisch zu und schickte sich an, zur Schuppentür hinauszugehen. Als sie vor dem Schuppen den aus ihrer Sicht großen Berg aus Gerümpel betrachtete, machte sie noch einmal kehrt und rief durch die offene Tür hinein:

„Und das ihr mir ja nicht vergesst, hier anschließend alles wieder aufzuräumen! Habt ihr gehört?“

Dann ging sie wieder in das Haus zurück. Marie, die so überrascht von diesem unverhofften Geschenk, staunend, wie gebannt, davor stehengeblieben war, riss sich nun aus ihrer Starre und lief der Großmutter hinterher.

„Danke, danke, danke, Oma Agnes!“, hörte Mo sie rufen. Unterdessen machte er sich daran, die Luftpumpe von seinem Fahrrad zu holen. Als Marie in den Schuppen zurückgerannt kam, hatte er schon den Vorderreifen fast fertig aufgepumpt.

„Hier!“, sagte er zu Marie und streckte ihr die Luftpumpe entgegen, als diese, versonnen strahlend vor Glück, mit ihrer Hand über den Lenker des alten Holländerrades strich.

„Das Hinterrad kannst du aufpumpen, ich hole schon einmal einen Dreizehner Maulschlüssel, damit wir den Sattel auf deine Höhe einstellen können!“, damit drückte er ihr die Pumpe in die Hand, stemmte sich aus der Hocke heraus hoch und ließ sie im Schuppen mit ihrem Fahrrad allein zurück.

Während er nun draußen in der Satteltasche seines Fahrrades den Maulschlüssel suchte, mühte Marie sich, mit der Luftpumpe den Reifen aufzupumpen. Sie hatte gesehen, wie Mo die Pumpe auf diesen eigenartigen Nippel gesteckt hatte, welcher auf der Innenseite des Rades herausragte. Also tat sie dasselbe am Hinterrad und begann, wie wild an der Pumpe zu ziehen und zu drücken. Der Reifen aber blieb weiterhin platt. Dann sah sie zum Vorderrad und bemerkte, dass an dem Nippel dort das schwarze Hütchen fehlte. Mo hatte es offenbar entfernt und noch nicht wieder hinauf gesteckt. Marie entdeckte es neben dem Rad, auf

dem Boden liegend. „Vielleicht ist das ja der Grund dafür, warum die Luft bei mir einfach nicht in den Reifen hinein will?“, sagte sie sich und begann, an dem schwarzen Hütchen zu ziehen. Es saß fest, doch plötzlich machte es eine leichte Drehung und Marie begriff schnell, dass sie weiter drehen musste. Sogleich fiel das Hütchen in ihre Hand. Als sie die Pumpe nun erneut auf den Nippel drückte und deren Griff eifrig zog und drückte, konnte sie deutlich spüren, wie die Luft in den Reifen strömte. Langsam füllte sich dieser. Sie griff zum Vorderrad, drückte auf den Reifen, dann auf den des Hinterrades und entschied sich, noch einige Züge mit der Pumpe zu machen. Das wiederholte sie, bis sich der Reifen des Hinterrades genauso fest anfühlte wie der von Mo aufgepumpte des Vorderrades. Sie drehte gerade wieder das Hütchen auf den Nippel, als Mo zurück in den Schuppen kam.

„Ich bin fertig, aber du musst noch das kleine Hütchen wieder auf den Nippel zurückstecken, das hast du vorhin vergessen!“, sagte sie stolz. Marie freute sich, ganz allein den Reifen aufgepumpt zu haben, und streckte Mo seine Luftpumpe entgegen.

„Welchen Nippel und was für ein Hütchen, meinst du?“, fragte er sie verwundert.

„Na, diesen Nippel dort!“, sagte sie und zeigte dabei mit ihrem Finger auf den Ventilstutzen des Vorderrades. Nun begriff Mo, was sie meinte.

„Ach die Ventilkappe meinst du, die noch auf das Ventil zurückgeschraubt werden muss! Da hast du Recht, die habe ich wirklich vergessen“, gab Mo zu.

Er bückte sich, hob die Kappe vom Boden auf und drehte sie auf das Ventil. Dann sah er zu Marie auf und verglich ihre Hüfthöhe mit der Höhe des alten Ledersattels.

„Lass mich mal kurz da ran!“, sagte er zu ihr und schob Marie etwas zur Seite.

Dann setzte er den Maulschlüssel an der Sattelstangenhalterung an und löste die Schraube. Mit viel Kraft drehte er den Sattel hin und her, wobei er sich auch mit seinem Körpergewicht auf diesen stützte. Stück für Stück sackte der Sattel tiefer. Als Mo ihn ungefähr zehn Zentimeter abgesenkt hatte, sah er noch einmal prüfend zu Marie, die direkt neben ihm stand, und sagte dann:

„So müsste es gut sein!“, und zog die Schraube wieder fest.

„Jetzt probier einmal, wie du darauf fahren kannst!“ Er drückte Marie den Lenker in die Hand und deutete ihr mit einem Fingerzeig auf die Schuppentür an, das Rad hinauszuschieben und im Garten eine Proberunde zu drehen. Marie ließ sich nicht zweimal bitten und eilte mit dem Rad hinaus. Vor dem Schuppen blieb sie stehen, sah mit strahlendem Gesicht zu Mo zurück, welcher immer noch, mit dem Maulschlüssel in seiner Hand, hinten im Schuppen stand und ihr nachsah. Dann sprang sie, viel Schwung holend, auf das Rad und verschwand aus Mos Sichtbereich. Nur ihr überschwängliches Klingeln mit der großen alten Fahrradklingel drang noch zu Mo.

Nachdem Marie nun Runde für Runde um den Apfelbaum gedreht hatte, waren die beiden bis spät in den Abend damit beschäftigt, den Schuppen wieder einzuräumen. Als sie sich danach erschöpft, jeder mit dem Rücken an den Apfelbaum gelehnt, auf der Wiese niederließen, hatte Mo eine Idee. Es war Freitagabend, am nächsten Tag war also keine Schule.

„Sag mal Marie, hättest du vielleicht Lust, morgen eine kleine Fahrradtour zu machen? Vielleicht zu den Dünen am Nordstrand?“, fragte er sie.

Marie war gerade dabei, ein kleines Steinchen zwischen ihren Zehen herauszuholen. Sie hatte sich bisher nicht an das Tragen von Schuhen gewöhnen wollen. Sie nutzte jede Gelegenheit, ihren Füßen die gewohnte Freiheit zu geben. Marie überlegte nicht lange und antwortete sofort mit Begeisterung:

„Ja, das ist eine fantastische Idee!“, und schnipste das Steinchen mit ihren Fingern im hohen Bogen davon.

„Gut, dann lass uns jetzt schlafen gehen, ich bin schon hundemüde!“, antwortete Mo und gähnte dabei kräftig.

„Ja, dann bis morgen in aller Frühe und schlaf gut!“, erwiderte Marie, während sie wie eine Katze von der Wiese aufsprang, so, als könne sie den nächsten Morgen kaum erwarten.

„Schlaf du auch gut!“, sagte Mo müde und stemmte sich schwerfällig hoch.

Da ertönte plötzlich der Rhythmus afrikanischer Trommeln aus seiner Hosentasche, welches von einem heftigen Vibrieren auf

seinen Oberschenkel begleitet wurde.

„Mama?“, stieß Mo verwundert aus.

Sofort hatte er den unverkennbaren Klingelton erkannt, welchen er für Anrufe seiner Mutter auf dem Handy gespeichert hatte. Sogleich erinnerte er sich an den Tag, an dem sie von ihrer letzten Dienstreise zurückgekommen war. Sie war damals in Afrika gewesen und hatte ihm eine CD mit afrikanischen Trommelklängen mitgebracht. Den ganzen Abend waren sie damals zu diesen Trommelrhythmen durch das Haus getanzt und hatten dabei auf ihren imaginären Trommeln den Rhythmus begleitet. Schnell griff er in seine Hosentasche und zog sein Telefon heraus. Marie hatte im Fortgehen noch gehört, wie Mo mit dem erstaunten Ausruf: „Mama?“, auf das Klingeln seines Handys reagiert hatte. Sie blieb kurz in der Hoftür stehen, drehte sich noch einmal um und rief ihm zu:

„Gute Nacht, Mo, und schöne Grüße von mir an deine Mama!“. Dann verschwand sie im Haus.

Mo nickte ihr nur erwidern nach und strich schnell mit seinem Finger über das Display des Telefons, um das Gespräch anzunehmen.

„Mama?“, fragte er immer noch leicht verwundert in das Mikrofon, während er sich das obere Ende des Handys an seine Ohrmuschel drückte.

„Mo? Hallo Mo, hörst du mich? Kannst du mich verstehen?“, hörte er die Stimme seiner Mutter neben einem lauten Stimmengewirr im Hintergrund.

„Ja, ich kann dich hören, Mama! Wo bist du?“, rief er in das Telefon hinein, um den Lärm am anderen Ende übertönen zu können.

„Ich bin noch auf dem Flughafen in Toronto, mein Schatz! Es wird leider etwas länger dauern, bis ich wieder zu Hause bin. Es sind alle interkontinentalen und transatlantischen Flüge gestrichen worden. Ich habe keine Ahnung, warum, aber offiziell sagen sie hier, aus Sicherheitsgründen seien diese Flüge zurzeit nicht möglich. Ich hoffe nur, dass nicht wieder irgendwelche Terroristen ihre Finger dabei im Spiel haben!“, rief seine Mutter zurück.

„Vielleicht ist ja auch nur der Vulkan mit diesem unaussprechlichen Namen ausgebrochen! Du weißt schon, der auf Island, von dem sie in letzter Zeit so viel berichten!“, versuchte Mo seine Mama zu beruhigen. Wusste er doch nur zu gut, welche Angst sie vor einem Anschlag hatte, seit sie vor einigen Jahren auf einer Reise durch den Jemen nur knapp einem solchen entgangen war.

„Da magst du vielleicht Recht haben, mein Schatz! Ich melde mich wieder, sobald ich Genaueres in Erfahrung gebracht habe! Hörst du?“, antwortete sie ihm.

„Ja, Mama! Ich hoffe, es dauert nicht so lange! Du fehlst mir!“, rief Mo in sein Telefon hinein.

„Du fehlst mir auch, Mo! Bis bald, mein Schatz! Ich habe dich lieb! Tschüss mein kleiner Engel“, hörte er die Stimme seiner Mutter sagen.

„Ich habe dich auch lieb, Mama!“, antwortete er ihr, dann brach die Verbindung ab.

Traurig über die Verspätung seiner Mutter ging er ins Haus und sah noch einmal bei seinen Großeltern hinein. Sein Großvater saß in seinem Sessel vor dem Fernseher. Er hatte seinen Kopf schräg gegen die Sessellehne gekippt und war eingeschlafen, während auf dem flackernden Bildschirm der Tatortkommissar einen Mörder jagte. Mos Großmutter saß auf dem Sofa unter der großen Stehlampe, hielt ihr Strickzeug in den Händen und strickte eifrig an einem neuen Pullover. Als sie Mo hereinkommen sah, hob sie vorsichtig, um keine Masche fallen zu lassen, ihre Hände vor den Mund und hauchte Mo ein leises:

„Pscht!“, entgegen, wobei sie mit ihrem Kopf in die Richtung des Großvaters nickte.

Mo schlich sich in die Stube hinein, hockte sich mit angezogenen Beinen neben seiner Großmutter auf das Sofa und stützte seinen Kopf traurig auf seine Knie. Seine Großmutter wandte kurz ihren Blick von ihrem Strickwerk ab und musterte ihren Enkel seitlich über den oberen Rand ihrer Brille. Den Blick wieder ihrer Arbeit zugewandt, sagte sie:

„Was ist los, mein Junge, was schaust du so trübselig in die Welt?“

Mo schniefte einmal traurig durch die Nase, um seinem Stimmungstief mehr Ausdruck zu verleihen, und antwortete dann mit niedergeschlagener Stimme:

„Es ist wegen Mama! Sie hat mich gerade angerufen und gesagt, dass sie später kommen wird, da alle Flüge aus Sicherheitsgründen gestrichen wurden. Sie sitzt in Toronto auf dem Flughafen fest!“

Da legte die Großmutter ihr Strickzeug vor sich auf dem Tisch ab und zog Mo tröstend in ihre Arme. Im Fernseher hatte der Kommissar den Mörder mittlerweile verhaftet, und das Programm wechselte zu den Spätnachrichten hinüber. Aufgeregt berichtete ein Reporter aus der Abfertigungshalle des Hamburger Flughafens. Bis auf wenige Ausnahmen waren dort sämtliche Flüge gestrichen worden. Nach Aussage des Flughafensprechers war dies eine reine Sicherheitsmaßnahme. Angeblich seien heftige Turbulenzen in den obersten Schichten der Troposphäre dafür verantwortlich. Die Ursache hierfür sei allerdings noch völlig unbekannt, sagte ein zugeschalteter Wetterexperte ratlos. Es handle sich um ein noch nie dagewesenes Phänomen, welches sämtliche Meteorologen weltweit vor ein großes Rätsel stellen würde.

„Das ist also der Grund, warum Mama in Toronto festsitzt!“, sagte Mo, gespannt den Bericht im Fernsehen verfolgend.

„Und ich dachte, sie würde jeden Moment mit dem Taxi hier ankommen!“, wunderte sich Großmutter.

„Das dachte ich auch, aber sie hat mich gerade von Toronto aus angerufen!“, antwortete Mo.

Dann löste er sich von seiner Großmutter und ging noch einmal in den Garten hinaus.

Seltsam! Dachte er, als er den wolkenlosen Abendhimmel betrachtete. Der Himmel sah ganz normal aus. Nichts deutete darauf hin, dass dort oben scheinbar gerade alles durcheinandergewirbelt wurde. Mo ging wieder zurück ins Haus. Als er das Treppenhaus betrat, fiel ihm der alte Staubsauger seiner Großeltern auf. Er lag halb zerlegt in einem Pappkarton unter der Treppe. Neugierig geworden, ging Mo in die Stube zu seiner Großmutter zurück und fragte flüsternd, um seinen

Großvater nicht zu wecken: „Was ist denn mit dem Staubsauger passiert?“

Die Großmutter blickte kurz von ihrer Strickarbeit auf und blinzelte Mo über den oberen Rand ihrer Brillengläser an.

„Ach, mein Junge, das gute Stück will nicht mehr so, wie es soll! Opa hat schon versucht, ihn zu reparieren, aber das Problem scheint wohl ernster zu sein. Opa hat sich den halben Nachmittag vergeblich daran versucht. Am Ende hat er ihn ziemlich entnervt in diesen Karton dort gepackt und unter der Treppe abgestellt. Sieht ganz danach aus, als müsse er in den nächsten Tagen los und einen neuen kaufen!“ sagte Mos Großmutter.

Dabei blickte sie noch einmal kurz von ihrer Strickarbeit auf. Schaute Mo über den oberen Rand ihrer Brillengläser an, kippte ihren Kopf ein wenig auf die Seite und zog ihre Schultern leicht nach oben.

„Na dann, ich werde mich jetzt waschen und ins Bett gehen!“, sagte Mo.

„Dann schlafe gut und träume etwas Schönes, Mo!“, antwortete sie.

„Du auch, Oma, und gute Nacht!“, sagte Mo noch, als er sich schon von seiner Großmutter abgewendet hatte und zur Stubentür in den Flur hinausging.

„Ja, du auch!“, hörte er sie ihm hinterher flüstern.

Nun ging er die Treppe hinauf ins Badezimmer und machte sich für die Nacht fertig. Es war inzwischen spät geworden und ein heftiges Gähnen überfiel ihn. So schlief er dann auch schnell ein an diesem Abend.

Der nächtliche Besucher

Mitten in der Nacht jedoch wurde er von einem heftigen Schütteln geweckt. Als er seine Augen öffnete, konnte er im Dunkel der Nacht eine Gestalt neben sich am Bett erkennen. „Marie?“, dachte er zuerst. „Was ist los? Warum weckst du mich?“, fragte er die Gestalt im Dunkel neben sich, von der er annahm, dass sie es war. Doch die Stimme, mit der ihm die Gestalt antwortete, war nicht die von Marie. Es war eine andere, ihm ebenfalls sehr vertraute Stimme. Irritiert tastete er schnell nach dem Schalter seiner Nachttischlampe. Als ihr Lichtschein die Dunkelheit verjagte, erkannte er, wer ihn so mitten in der Nacht geweckt hatte.

„Ramu? Was machst du denn hier? Was ist los?“, fragte Mo, völlig überrascht und verwundert.

„Es ist etwas geschehen, Mo, das unsere beiden Welten in höchste Gefahr bringt! Wir müssen schnell handeln, um eine schreckliche Katastrophe zu verhindern!“, rief Ramu besorgt und rüttelte weiter an Mos Schulter. Mo setzte sich rasch auf, rieb sich seine Augen und sah seinen erregten Freund an.

„Erzähl, was ist geschehen?“, fragte er seinen Freund besorgt. Er wusste, dass es schon etwas sehr Schlimmes sein musste, wenn Ramu extra deswegen aus Chanoa zu ihm herüber in seine Welt kam. Ramu setzte sich neben Mo auf die Kante des Bettes.

„Mo!“, begann er mit ernster Miene. „Der Grund, warum Chanoa und deine Welt hier gleichzeitig auf diesem Planeten, den ihr Erde nennt, nebeneinander existieren können, ist, dass jede der beiden Welten einen anderen Zeitraum einnimmt. So können sie nebeneinander existieren, ohne miteinander zu kollidieren. Doch jetzt ist es jemandem gelungen, in das Zentrum der Zeit einzudringen. Wir wissen nicht wirklich, was er dort vorhat. Aber wenn es sein Plan sein sollte, das Zeitgefüge zu verschieben, wird er eine verheerende Katastrophe herbeiführen. Sollte ihm das gelingen, kommt es zu einer Kollision zwischen den Welten auf diesem Planeten. Wir müssen denjenigen aufhalten, um das Schlimmste zu verhindern!“

„Und wie sollen wir das machen?“, fragte Mo, mittlerweile hellwach, seinen Freund.

Erregt erzählte Ramu weiter: „Udima, der Wächter der chanoischen Zeit, sagte mir, dass jede Welt einen eigenen Zeitwächter hat. Nur er besitzt den Schlüssel zum Zugang des Zentrums der Zeit. Wir müssen also so schnell wie möglich den Wächter der Zeit hier bei euch aufsuchen. Nur mit seiner Hilfe können wir in das Zentrum der Zeit gelangen.“

„Und warum kann uns dieser Udima nicht einfach in dieses Zentrum der Zeit hineinlassen, wenn er der Wächter der Zeit bei euch in Chanoa ist, wie du sagst?“, fragte Mo verwundert.

„Weil ihm der Schlüssel zum Zentrum gestohlen worden ist!“, antwortete Ramu mit sehr erregter Stimme, machte dann eine kleine Pause, um sich wieder zu sammeln, und berichtete Mo dann weiter, was er alles von Udima erfahren hatte:

„Udima war in höchster Sorge zu uns gekommen. Er berichtete uns von einem Gehilfen, welchen er seit einiger Zeit bei sich beschäftigte. Dieser Gehilfe war immer sehr fleißig gewesen und hatte Udimas Vertrauen gewonnen. Udima machte ihn mit allerlei Wissen über das Zentrum der Zeit vertraut. Er konnte sich sogar vorstellen, dass sein fleißiger Gehilfe eines Tages sein Nachfolger werden könnte. Dann aber lud dieser Gehilfe Udima zu einer kleinen Feier ein. Er hätte Geburtstag und wolle mit ihm zusammen auf sein Jubiläum anstoßen.

Die Wurzeln des Gehilfen lagen in einer fernen Welt. Aus diesem Grunde hatte er für sein Jubiläum keinen Maskus vorbereitet, wie bei uns in Chanoa üblich. Er reichte Udima anstelle des Maskus ein uns unbekanntes Getränk. Es soll köstlich geschmeckt haben, doch nach kurzer Zeit verspürte Udima eine starke Benommenheit. Von da an, so sagte Udima, könne er sich an nichts mehr erinnern. Als er wieder zu sich gekommen sei, habe er sich auf dem Boden liegend wiedergefunden. Der Schlüssel zum Zentrum der Zeit hing nicht mehr an der Kette um seinen Hals, und sein Gehilfe war verschwunden.

Als Udima das Tor zum Zentrum der Zeit kontrollierte, stellte er mit Entsetzen fest, dass es vor kurzem geöffnet worden sein musste, aber nun wieder verschlossen war. Udima erkannte sofort, was geschehen sein musste und verstand nun auch das Verhalten seines Gehilfen in den vergangenen Tagen. Immer wieder hatte dieser Udima über das Zentrum der Zeit ausgefragt. Udima